



Der Täter: Ihr Partner

Wie die Anwältin Asha Hedayati für Frauen kämpft, die von ihren Männern misshandelt werden

Von Moritz Aisslinger, DIE ZEIT, 18.02.2021

Sie hat Saalschutz angefordert. Sie hat ihrer Mandantin die Fahrt zum Gericht organisiert. Sie hat ihr gesagt: Seien Sie eine halbe Stunde vor Prozessbeginn da. Warten Sie am Seiteneingang. Dort wird er Ihnen nicht auflauern.

Sie hat ihr versichert: Alles wird gut.

Asha Hedayati kommt mit dem Fahrrad angefahren, sie winkt ihrer Mandantin schon aus der Ferne zu. Es ist halb zwölf, ein Donnerstag im Juni 2020, ein Familiengericht in Berlin. Vormittagsruhe. Hedayati schließt ihr Fahrrad ab. »Schön, dass Sie da sind«, sagt sie zu der Mandantin. »Wollen wir los?«

Gemeinsam gehen sie das Gebäude entlang und um die Ecke, und als sie sich dem Vorplatz des Familiengerichts nähern, atmet die Mandantin hörbar ein und aus.

»Machen Sie sich keine Sorgen«, sagt Hedayati. »Sie schaffen das.«

Asha Hedayati arbeitet als Familienrechtsanwältin in Berlin. Sie vertritt Männer und Frauen in einvernehmlichen Scheidungsverfahren, in Sorgerechtsverfahren. Vor allem vertritt sie Frauen, die von Partnerschaftsgewalt betroffen sind. Sie gehört, wenn es um dieses Thema geht, zu den prominentesten Stimmen in Deutschland.

Die Mandantin an diesem Junivormittag ist 33 Jahre alt und soll hier Sara heißen. Die Nennung ihres echten Namens könnte sie in Gefahr bringen, genau wie bei den anderen Mandantinnen Hedayatis, die sich für diesen Text über Monate hinweg begleiten ließen. Die Namen der Kinder sind ebenso verändert wie, wenn nötig, personenspezifische Details, die sie erkennbar machen könnten.



Sara, ein Babybauch unter der rosenbestickten Bluse, schaut auf den Eingang des Familiengerichts und sagt: »Mein Herz klopft, als würde es gleich rausspringen.«

Es soll ein Mädchen werden.

An der Sicherheitsschleuse kontrollieren Wachmänner Saras Ausweis, ihren Rucksack. Asha Hedayati fragt, ob der Saalschutz informiert sei. Die Beamten nicken. Einer sagt: »Den bekommen Sie oben.«

Mit dem Aufzug fahren sie in den vierten Stock. Der Flur ist leer, die Verhandlung fängt erst in zwanzig Minuten an. Hedayati holt eine Akte aus ihrer Tasche. Sie sagt zu Sara: »Hier steht chronologisch drin, was er Ihnen angetan hat. Die Richterin hat diese Unterlagen auch. Sie weiß, was passiert ist.«

Auszug aus den Akten, ein Bericht der Psychologin im Frauenhaus: *Am 03.03.2020 drohte er ihr die Kinder für immer wegzunehmen, schubste und schlug sie ins Gesicht und in den schwangeren Bauch. Jonathan und Elias waren beide anwesend. Herr J. setzte sich auf sie und drückte sein Knie in ihren Bauch. Dann stieß er sie mehrmals feste gegen die Wand, während sie Elias auf dem Arm hatte (...). Frau J. rief die Polizei, es gab einen Einsatz und sie flüchtete mit ihren Kindern ins Frauenhaus.*

Als er kommt, schaut er sie nicht an. Herr J. ist ein unscheinbarer Mann, Mitte dreißig, eher klein als groß, trägt Jeans und Karohemd, er arbeitet als IT-Experte bei einem großen deutschen Unternehmen. Alle Vorwürfe weist er von sich.

Zwei Justizbeamte in Uniform haben sich in der Mitte des Flurs aufgestellt, der Saalschutz. Hedayati hat ihn beim Gericht angefordert, damit ihre Mandantin nicht ungeschützt auf ihren Ex-Partner trifft. Die Wachmänner teilen den Gang in zwei Seiten. Auf der einen Seite spricht Herr J. mit seiner Anwältin. Nur einmal, ganz flüchtig, blickt er auf die andere Seite, zu Sara. Es ist das erste Wiedersehen der beiden seit der Nacht Anfang März.

Um zwölf Uhr bittet die Richterin die Beteiligten in den Saal. Die Verhandlung ist nicht öffentlich.



Es soll das Umgangsrecht verhandelt werden für die beiden gemeinsamen Kinder, Jonathan und Elias, vier und zwei Jahre alt. Sie sind gerade im Kindergarten. Vergangene Woche bereitete sich Hedayati zusammen mit Sara auf den Termin heute vor. Sie hörte zu, machte Notizen. Sie beugte sich über Handynachrichten, die Sara von ihrem Mann geschickt bekam, Nachrichten, wie sie Hedayati immer wieder liest. Sie ging gar nicht erst ein auf all die Drohungen, auf die Beschimpfungen und Erniedrigungen, sie sagte zu ihrer Mandantin nur: »Wenn man seine Nachrichten so liest, scheint es, als habe Ihr Mann eine ganz schöne Obsession mit seinem Penis.«

»Oh ja«, sagte Sara, sie lachte und rollte mit den Augen.

Asha Hedayati sagt, sie weine nie vor ihren Mandantinnen, wenn die ihre Geschichten erzählten, auch wenn ihr manchmal danach zumute sei. Besser sei es, gemeinsam zu lachen.

Nach knapp zwei Stunden ist die Verhandlung beendet. Hedayati und Sara kommen, begleitet von einem Justizbeamten, als Erste aus der Tür. Die Gegenseite muss noch einige Minuten im Saal warten, der Mann soll keine Chance haben, Sara zu folgen. Zu dritt laufen sie Gänge entlang und Treppen hinunter, bis sie den Seiteneingang erreichen. Der Beamte öffnet ihnen die Tür. Die beiden Frauen treten ins Freie.

»Geschafft«, sagt Hedayati. »Sie haben das super gemacht.«

Sara nickt, ihr Blick erschöpft und dankbar.

Die Richterin hat entschieden, der Vater dürfe vorerst keinen Kontakt zu den Kindern haben. Über das endgültige Umgangsrecht hat sie noch kein Urteil gefällt, sie möchte auf die Stellungnahme des Jugendamtes warten.

Hedayati holt ihr Fahrrad und bringt Sara zur U-Bahn-Station. Am Gleis schaut Sara sich um, sagt: »Ich hoffe, er nimmt nicht auch die U-Bahn.« Sie hat ein neues Handy, damit er sie nicht orten kann. Eine neue Nummer. Eine neue E-Mail-Adresse. Drei Monate wohnt sie nun mit ihren beiden Jungs im Frauenhaus, die Adresse ist geheim.



Die beiden verabschieden sich voneinander. Draußen schiebt Hedayati ihr Fahrrad an einer Hauptstraße entlang. Es ist die Zeit nach dem ersten Lockdown, die Lockerungen haben die Stadt wieder lebendiger gemacht. Auf den Straßen fahren mehr Autos, auf den Gehwegen laufen mehr Passanten. Die Menschen sind nicht mehr zu Hause eingeschlossen. »Während des Lockdowns herrschte eine gruselige Ruhe bei uns im Büro«, sagt Hedayati. »Ich habe die ganze Zeit darauf gewartet, dass das Telefon klingelt. Aber es blieb stumm.«

Die Ruhe, das ahnte Hedayati, bedeutete nichts Gutes. Sie und die Polizei und die Schutzeinrichtungen und Krankenhäuser wissen aus Erfahrung, dass die Gewalt in Ausnahmesituationen steigt. Das Aufeinanderhocken, die Schulschließungen, die Perspektivlosigkeit, die finanziellen Sorgen. Das Virus isolierte die Betroffenen von der Außenwelt, über Wochen blieb verborgen, was sich hinter Tausenden Wohnungstüren abspielte. Corona ließ ihnen kaum Fluchtmöglichkeiten, sie konnten nur schwer telefonieren und um Hilfe rufen, der Täter saß ja im Nebenzimmer und hörte mit.

Mittlerweile, sagt Hedayati, klinge ihr Telefon wieder ununterbrochen. Überall im Land berichten in diesem Frühsommer 2020 Einrichtungen für Betroffene von sprunghaft gestiegenen Hilferufen. Die Gewaltschutzambulanz der Charité, die sich um Opfer von häuslicher Gewalt kümmert und deren Verletzungen dokumentiert, verzeichnet in den ersten beiden Juniwochen einen Anstieg der Fälle um fünfzig Prozent im Vergleich zum Vorjahreszeitraum. Beim bundesweiten Hilfetelefon, 08000-116 016, klingelt die Leitung öfter als je zuvor, im Schnitt alle zwanzig Minuten. Die Vereinten Nationen warnen: Häusliche Gewalt entwickle sich gerade zu einer Schatten-Pandemie.

»Ich glaube«, sagt Asha Hedayati an jenem Vormittag, »die nächsten Monate werden heftig.«

Sie wird recht behalten.



Asha Hedayati hatte gezögert – ein Porträt über sie? Es gehe doch um die Frauen, nicht um sie selbst. Deshalb nur kurz: Asha Hedayati ist 36 Jahre alt, sie wurde im Iran geboren; als sie vier war, flohen ihre Eltern mit ihr nach Berlin. Gymnasium. Jura-Studium. Sie kellnerte nebenbei, und in den Semesterferien machte sie lange Reisen. In Südamerika arbeitete sie mit Kindern in einem Waisenhaus. In Asien versorgte sie in einem Armenhospiz Frauen, vielen hatten Männer Gewalt angetan.

Im Studium lernte sie Paragrafen, Urteile, Partnerschaftsgewalt spielte eher keine Rolle. Erst als sie während ihres Referendariats beim Integrationsbeauftragten von Berlin eine Ausbilderin kennenlernte, die eng mit Frauenhäusern zusammenarbeitete, wurde ihr klar, dass es in Deutschland unzählige Krisengebiete gibt: das eigene Zuhause. Nach ihrem Zweiten Staatsexamen ließ sich Hedayati von einer Freundin 2000 Euro, sie kaufte einen Computer, einen Schreibtisch, Regale und machte sich selbstständig.

Seit acht Jahren arbeitet sie nun in dem Job. In diesen acht Jahren konnte sie beobachten, wie die Fallzahlen von Partnerschaftsgewalt Jahr für Jahr stiegen. Als sie 2013 begann, als Anwältin zu arbeiten, zählte das Bundeskriminalamt knapp 122.000 zur Anzeige gebrachte Fälle, 2019 waren es fast 142.000. Die Dunkelziffer, sagte BKA-Chef Holger Münch bei der Vorstellung der Zahlen, sei deutlich höher.

In anderen Bereichen gehen die Straftaten zurück, es gibt allgemein weniger Gewaltkriminalität in Deutschland und weniger schwere Körperverletzungen als noch vor einigen Jahren. Warum die Partnerschaftsgewalt so kontinuierlich zunimmt, weiß man nicht genau. Werden mehr Taten angezeigt? Oder hat die Enthemmung des Hasses im Internet die Gewalt auch in der Realität eskalieren lassen?

Was man weiß: Wie gebildet einer ist, wie viel einer verdient, aus welchem Land einer stammt, das spielt bei Partnerschaftsgewalt keine Rolle. Sie kommt in allen Milieus vor. Über achtzig Prozent der Betroffenen sind Frauen, und einige dieser Frauen sitzen irgendwann im Büro von Asha Hedayati.



Ihr Büro liegt an einer geschäftigen Straße im Berliner Bezirk Neukölln. In einer Gegend, in der viele ärmere Menschen wohnen, Familien mit Migrationsgeschichte, weshalb unter Hedayatis Mandantinnen auch viele Frauen mit einem solchen Hintergrund sind. Auf der anderen Straßenseite toben Kinder auf einem Spielplatz. Drinnen hängt Kunst an den Wänden, Geschenke von Mandantinnen, eine Holzschnitzerei aus Ghana, ein buddhistisches Wasserfarbenbild. Auf dem Schreibtisch stapeln sich Akten. In der Mitte steht ein runder Holztisch, darauf eine Wasserflasche und Taschentücher.

Zwei Wochen nach dem Gerichtstermin nimmt Sara wieder Platz an dem Tisch. Hedayati fragt, wie es den beiden Kindern gehe.

»Wir hatten gestern so einen schönen Tag«, sagt Sara. Sie seien zu dritt unterwegs gewesen, als es angefangen habe zu regnen. »Sie lieben Regen.« Der Große habe den Kleinen an den Händen genommen, und sie hätten zusammen auf dem Gehweg im Regen getanzt. »Sie waren so glücklich.«

Hedayati lächelt. »Und wie geht's ihr?« Sie zeigt auf Saras Bauch.

»Sie wächst.« Der Geburtstermin ist Anfang September, ein Krankenhaus bereits ausgewählt. Sara sagt: »Aber ich habe Angst, dass mir etwas passieren könnte.« Bei den vorherigen Geburten habe es schwere Komplikationen gegeben. Sie kennt niemanden in Berlin. Sie kommt aus einer christlichen Familie in Indien. Die Mutter leitete dort früher ein Krankenhaus, ihr Vater war Ingenieur. Jetzt sind sie im Ruhestand. Sie wissen nicht, was vorgefallen ist. Über die Gewalt schweigt Sara. Sie hat Angst vor der Reaktion der Eltern, denn die hatten Sara vor ihm gewarnt.

»Sollte mir etwas passieren«, sagt Sara zu Hedayati, »versprechen Sie mir bitte, dafür zu sorgen, dass die Kinder nicht zu ihrem Vater kommen. Sie sollen zu meinen Eltern. Versprechen Sie es mir?«



Sara

Sie lernten sich über die Katzenbabys kennen. Saras Katze hatte Junge geworfen, sie gab eine Annonce auf: Katzenbabys abzugeben. Er meldete sich. Sie lebten damals beide noch in Indien. Er kam wieder und wieder. Sie wurden ein Paar.

Er sei, sagt sie, ein netter Typ gewesen, sympathisch, zurückhaltend, einer, der ihr schnell seine Schwächen anvertraute. Es gehe ihm schlecht, habe er in ihren Armen geklagt, er habe kaum Freunde, nur sie tue ihm gut. Sie habe gedacht, sie könne ihm helfen. Ihre Mutter sagte, eine Ehe sei kein Sozialdienst, und mahnte, er sei manipulativ. »Ich habe nicht auf sie gehört, sondern ihn verteidigt«, sagt Sara bei einem späteren Gespräch in einem Café.

Sie blieb bei ihm. Hochzeit. Schwangerschaft. Er wollte das Kind nicht, sie schon. Ein Streit, und aus dem Nichts habe er ihr in den Unterbauch geschlagen, sagt sie. Dann habe er sie ins Bett gezwungen.

Es sei danach zu Blutungen und schließlich, bei der Geburt des Kindes, zu den schweren Komplikationen gekommen. Die Ärzte mussten es per Not-Kaiserschnitt holen.

Sie studierte damals Architektur. Ihre Professoren lobten, sie sei sehr talentiert. Er schimpfte, die Professoren wollten ihr nur an die Wäsche.

Sie beschäftigte sich im Studium mit der Frage, wie Architektur die frühkindliche Entwicklung fördern kann. Dafür vertiefte sie sich in Fachbücher über Kinderpsychologie, über Farbenlehre, über Licht. Sie entwickelte am Computer das Modell eines Kindergartens aus Holz und viel Glas, in dem die Gruppenräume mit durchsichtigen Scheiben verbunden sind. »Ich war so glücklich, wenn ich an dem Modell arbeitete«, sagt sie. Ihr sind nur ein paar Screenshots geblieben. In einem Wutanfall habe er ihren Laptop zerstört.

Nachdem Elias, das zweite Kind, geboren war, zogen sie nach Berlin, das deutsche Unternehmen hatte ihren Mann angeworben. Ihr sei die Stadt bis heute fremd geblieben, sagt Sara, er habe ihr verboten, aus dem Haus zu gehen. Die Schläge



wurden zur Routine, die Vergewaltigungen auch. Die Psychologin, die im Frauenhaus Kinder und Mutter begutachtet hat, hält Saras Schilderungen für glaubhaft: Beide Jungen hätten deutliche Anzeichen einer posttraumatischen Belastungsstörung. Jonathan, der Ältere, imitiere an seinem kleinen Bruder, was er beim Vater an Verhaltensweisen der Mutter gegenüber beobachtet habe: Er drücke Elias zu Boden, lege sich auf ihn und stoße seine Hüfte gegen den Po des Jüngeren. Dabei schlage er ihn. Nachts könne Elias oft nicht schlafen, er weine und schreie im Traum.

»Versprechen Sie es mir?«, fragt Sara und schaut Hedayati in die Augen.

»Ich verspreche es.«

In den vergangenen Jahrzehnten, sagt Hedayati, habe sich beim Opferschutz einiges zum Positiven entwickelt, Politik und Justiz seien sensibler hinsichtlich häuslicher Gewalt geworden. Noch vor gut dreißig Jahren, als die FDP in Koalitionsverhandlungen mit der Union ein Gesetz forderte, das Vergewaltigung in der Ehe unter Strafe stellen sollte, legte sich der damalige CSU-Unterhändler Edmund Stoiber fest: »Mit uns nie!« Es kam, obwohl Bundestagsabgeordnete wie Horst Seehofer und Friedrich Merz dagegen stimmten, 1997 dann doch.

2002 folgte das Gewaltschutzgesetz, es soll Betroffene zivilrechtlich schützen, indem es Tätern untersagt, Kontakt zu ihren Opfern aufzunehmen und sich ihnen zu nähern. Der Nein-heißt-Nein-Grundsatz wurde im Sexualstrafrecht verankert, und seit 2018 ist in Deutschland die Istanbul-Konvention in Kraft, ein völkerrechtlicher Vertrag, der die Mitgliedsstaaten zum Beispiel dazu verpflichtet, genug Plätze in Frauenhäusern zu schaffen – »in Anerkennung der Tatsache, dass Gewalt gegen Frauen der Ausdruck historisch gewachsener ungleicher Machtverhältnisse zwischen Frauen und Männern ist«.

Asha Hedayati sagt: »Gewalt gegen Frauen ist ein strukturelles Problem.« Die ungleiche Bezahlung von Männern und Frauen, das hohe Armutsrisiko von Alleinerziehenden, das bei vielen Menschen noch immer vorherrschende



Rollenverständnis, althergebrachte Männlichkeitsbilder – das alles bereite den Boden für häusliche Gewalt und mache es den Betroffenen so schwer, ihr zu entkommen.

In der bislang umfangreichsten Studie zu Gewalt gegen Frauen in Deutschland, in Auftrag gegeben vom Familienministerium 2004, schreiben die Autorinnen, die Taten seien »häufig dadurch geprägt, dass Männer von natürlichen Besitzansprüchen gegenüber ihren (Ex-)Partnerinnen auszugehen scheinen bzw. vom Recht, über Bestehen oder Beendigung der Beziehung allein bestimmen zu können«.

Andere Fachleute zählen Charaktereigenschaften auf, die als Warnhinweise dienen können: Viele Täter sind demnach schon zu Beginn einer Beziehung sehr eifersüchtig, und ihre Eifersucht verkaufen sie als Beweis wahrer Liebe. Sie übertreten früh kleine Grenzen, tauchen zum Beispiel unangekündigt mit Blumen auf der Arbeitsstelle ihrer Partnerin auf, und reizen dann die Grenzen immer weiter aus. Gehen ans Handy der Frau, wenn es klingelt. Lesen ihre Mails. Kritisieren häufig andere Menschen, selten sich selbst. Sie reden schlecht über frühere Beziehungen und verherrlichen die gegenwärtige. Sie warnen die Frau vor der Welt da draußen: Verlass nicht die Wohnung. Bleib lieber zu Hause.

Der Täter, bevor er losprügelt, tut seinem Opfer auf subtile Weise Gewalt an, führt es nach und nach in eine Falle, in der es am Ende komplett abhängig von ihm ist. Evan Stark, ein weltweit renommierter Experte für Partnerschaftsgewalt, vergleicht diesen Effekt mit dem Verhalten von Entführern gegenüber ihren Geiseln.

Irgendwann geht dann die psychische in körperliche Gewalt über.

An einem Samstag im Juli, spätabends, bekommt Hedayati eine E-Mail von einer anderen Mandantin: »Hallo Frau Hedayati. Gestern ist mein noch Ehemann wieder handgreiflich geworden. Ich habe die Polizei gerufen (...). Ich bin diesmal auch zum Arzt gegangen damit es dokumentiert wird. Liebe Grüße«.

Ihre Verletzungen sieht man noch Tage danach, das blaue Auge, die geschwollene Wange, das zerkratzte Kinn. Sie sitzt im Büro von Hedayati und sagt:



»Hier tut es auch weh.« Die Frau zieht ihr T-Shirt ein Stück zur Seite, ein dunkles Hämatom hat sich über den Brustkorb gelegt.

Über dem T-Shirt trägt sie eine Kapuzenjacke, ihre Haare sind hochgesteckt und blond gefärbt, ihre Stimme hat einen Berliner Einschlag. Sie heißt Janine und ist 36 Jahre alt.

Janine

Ungefähr ein Jahr nach der Geburt ihres ältesten Sohnes habe es zum ersten Mal geknallt, sagt sie. Ihr Mann war wütend geworden, an den Grund kann sie sich nicht mehr erinnern. Woran sie sich erinnert: wie er sie durch die Küche schleuderte. Und wie sie danach auf dem Boden lag und sich dachte, den verlasse ich, definitiv. Doch nach ein paar Stunden, als sich alles wieder beruhigt hatte, er sich entschuldigt und geschworen hatte, so etwas passiere nie wieder, da habe sie ihm vergeben. »Achtzehn Jahre lang habe ich ihm vergeben«, sagt Janine. Sie sitzt in einem Café, Wochen nach dem Termin in Hedayatis Büro, und erzählt ihre Geschichte.

Sie wohnten mit ihren vier gemeinsamen Kindern in einem Reihenhauses, schön und groß. Er arbeitet in der Logistikbranche und mag Ordnung, dafür hatte sie zu sorgen. Einkaufen, abwaschen, staubsaugen. Sie habe, sagt Janine, einen richtigen Staubsaugtick entwickelt. »Sieben Mal am Tag! Ist hängen geblieben bis heute. Weil ich halt immer in Bewegung bleiben musste.« In ihrer neuen Wohnung habe es vor Kurzem eine Beschwerde wegen des Lärms gegeben, die Hausverwaltung habe gesagt, sie müsse doch nicht ständig staubsaugen. »Ich habe nur gedacht: Haben Sie 'ne Ahnung.« Sie lacht.

Ihr Ex-Mann sei wahnsinnig eifersüchtig gewesen. Schauten sie Filme mit George Clooney, habe er bald nicht mehr auf den Fernseher geguckt, sondern sie von der Seite angestarrt: Du stehst doch auf den, gib's zu! Einmal sei sie zu Lidl einkaufen gegangen, es war der Morgen nach der Zeitumstellung, die Kasse war noch nicht auf die neue Uhrzeit umgestellt. »Auf dem Kassenbon stand eine Stunde später als



tatsächlich.« Als er am Nachmittag den Bon inspizierte, fragte er, warum sie so lange fort gewesen sei: Du hast eine Affäre mit dem Verkäufer, gib's zu!

Er habe sie nicht regelmäßig geschlagen. Aber wenn, dann extrem.

Während der Schwangerschaft mit dem dritten Kind setzte sie sich eines Nachmittags neben ihre damals siebenjährige Tochter, die gerade ein Buch las. Sie nahm sich auch eines, *Twilight*. Ihr erster Roman seit Ewigkeiten. Sie las und las und vergaß dabei die Zeit. Als ihr Mann zur Tür hereinkam, hatte sie noch nicht gekocht, die Waschmaschine lief noch nicht. »Er packte mich an den Haaren, schleifte mich vom Sofa die Treppe nach oben und drückte meinen Kopf gegen die Waschmaschine. Dann fragte er, ob ich jetzt kapiere, wo der Knopf zum Anmachen ist.« Ihre Tochter habe alles mitbekommen.

Die Tochter ist heute fünfzehn und in psychologischer Behandlung. Sie habe angefangen, Zigaretten an ihren Armen auszudrücken.

Die langsame Loslösung von ihrem Mann begann 2015, als Janine ihren Realschulabschluss nachholte, auch das ein Kampf. Ihr Mann habe den Kopf geschüttelt, so ein Quatsch, er verdiene doch genug. Sie ging trotzdem hin. Manchmal sah sie ihn vom Klassenzimmer aus in seinem Auto sitzen. Er wollte sichergehen, dass sie auch wirklich dort war.

Sie habe es geliebt, wieder zu lernen. Morgens habe sie die Kinder in die Kita und in die Schule gebracht, um acht Uhr sei sie selbst zur Schule. Dann die Kinder wieder abholen, Mittagessen kochen, den Kindern bei den Hausaufgaben helfen, putzen, saugen, Abendessen kochen. »Ich selbst habe mit Klebezetteln gelernt«, sagt Janine. Überall dort, wo es ihren Mann nicht störte, habe sie Post-its mit Matheformeln und Grammatikregeln angeklebt, an der Dunstabzugshaube, im Gewürzregal, in ihrem Auto. »Mein Auto sah aus wie eine wandernde Karteikarte.«

Nach ein paar Monaten aber merkte sie, dass es zu viel wurde, Schule, Kinder, Kochen, Haushalt. Sie ging zu ihrer Klassenlehrerin und sagte, sie werde aufhören.



»Meine Lehrerin war total erstaunt, weil ich echt gut war. Sie fragte, warum. Ihr habe ich zum ersten Mal alles erzählt.«

Janine sagt, es sei leichter gewesen, sich jemand Fremdem anzuvertrauen, als ihrer Familie oder einer Freundin. Die Lehrerin überzeugte sie, weiterzumachen. Sie fälschte den Stundenplan, damit Janine länger in der Schule bleiben konnte, um zu lernen. Ihren Abschluss machte sie mit 1,3.

Als sie im vergangenen Jahr ihren Eltern von seinen Taten erzählte, fragten die als Erstes, warum sie nicht früher gegangen sei. Janine überlegte. Sie hätte antworten können, dass es nicht so einfach ist, sich von einem Mann zu trennen, der dich kontrolliert, deine Nachrichten liest, deine Anrufe abfängt. Sie hätte ihnen antworten können, dass es nicht so einfach ist, wenn du dich allein um die Kinder kümmerst, allein den Haushalt schmeißt, allein eine neue Wohnung finden musst. Sie hätte ihnen auch sagen können, dass sie Angst habe vor der Zeit danach.

Janine sagt, sie habe nur mit den Schultern gezuckt und geschwiegen.

Im Schnitt benötigen Betroffene, so die Erkenntnisse der Fachleute, sieben Versuche, um sich aus einer gewalttätigen Beziehung endgültig zu lösen. Frauen, schreiben die Autorinnen der großen Studie des Familienministeriums, die »durch Ehe, gemeinsamen Haushalt und Kinder stärker an den Partner gebunden sind, bleiben auch bei Gewalt in Paarbeziehungen länger in der Beziehung, in der sich die Gewalt dann verstärkt«.

»Wollen Sie mir sagen, was dieses Mal vorgefallen ist?«, fragt Asha Hedayati in ihrem Büro, Juli 2020. Die beiden kennen sich, seit Hedayati vor Monaten für Janine die Scheidung eingereicht hat.

Sie sei, sagt Janine, vor Kurzem in eine neue Wohnung gezogen, die müsse allerdings noch renoviert werden. Sie schlafe mit ihrer fünfzehnjährigen Tochter deshalb bei ihrer Cousine auf der Couch. Die beiden kleinen Kinder und ihr großer Sohn aber wohnten noch im gemeinsamen Haus beim Vater. Jetzt in den



Sommerferien sei sie jeden Morgen, wenn ihr Ex zur Arbeit musste, gekommen und habe sich um die Kinder gekümmert. So auch an dem Tag, als es passierte.

»Er hatte schlechte Laune«, sagt Janine. Sie habe gemerkt, dass es gleich eskalieren würde, und dem aus dem Weg gehen wollen. »Ich bin die Treppe hoch, zum Bad, denn das ist die einzige Tür mit einem Schloss. Doch ich war nicht schnell genug.« Er habe sie von hinten ins Bad gestoßen. Ihr Kopf sei gegen die Badewanne geknallt. »Als ich versuchte, aufzustehen, fasste er mich an den Haaren und drückte mein Gesicht ins Katzenklo.« Was noch passiert sei, daran erinnere sie sich nicht genau, es sei alles zu schnell gegangen. Am Ende jedenfalls sei die Waschmaschine, die über dem Trockner stehe, zu Boden und auf ihr Bein gekracht, ein Schrank umgekippt und eine Blumenvase zersplittert. Die Polizei kam.

»Sollen wir einen Gewaltschutzantrag stellen?«, sagt Hedayati.

»Ich will ihm ja eigentlich nichts Übles«, sagt Janine. »Aber anders lernt der Blödmann es ja anscheinend nicht.«

Hedayati holt ein Formular aus einer Schublade und setzt ein Schreiben ans Gericht auf. »Er wird bald einen Brief bekommen, in dem ihm mitgeteilt wird, dass er sich Ihnen nicht mehr nähern darf«, sagt sie. »Dann haben Sie hoffentlich erst mal Ruhe.«

Frauen ohne Kinder, sagt Hedayati, seien in Deutschland durch das Gewaltschutzgesetz eigentlich gut vor dem Zusammentreffen mit ihrem Ex-Partner geschützt. Frauen mit Kindern nicht. Immer wieder höre sie, dass es bei der Übergabe der Kinder – wenn etwa der Vater sie nach einem Wochenende zur Mutter zurückbringt – zu Bedrohungen und Gewalt komme. Es gebe zwar die Möglichkeit des begleiteten Umgangs: dass zum Beispiel Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter dabei sind. Die Maßnahme sei allerdings teuer und es fehle an Personal, sagt Hedayati. Die deutschen Familiengerichte seien oft zu zögerlich darin, einem gewalttätigen Elternteil den Kontakt zu ihrem Kind zu verbieten; zumindest in der Trennungsphase, die besonders gefährlich ist. »Zum Wohl des Kindes gehört in der Regel der Umgang



mit beiden Elternteilen«, steht im Gesetz. Hedayati sagt, es fehle ein Paragraf, der diesen Grundsatz im Fall von Partnerschaftsgewalt einschränkt.

Die Bundesregierung hat ihre Ausgaben zum Schutz von Frauen angehoben, von 6 Millionen Euro im Jahr 2019 auf 30 Millionen Euro für 2020. Was großzügig klingt, wird klein, wenn man weiß: Einer Studie der Brandenburgischen Technischen Universität zufolge belaufen sich die Kosten von häuslicher Gewalt in Deutschland – für die Polizeieinsätze, die Arztrechnungen, die Gerichtsverhandlungen – auf mindestens 3,8 Milliarden Euro pro Jahr. Und immer noch fehlen mehrere Tausend Schutzplätze in Frauenhäusern.

Als sie das Formular ausgefüllt haben, fragt Hedayati Janine, ob sie ihren Ex-Mann anzeigen werde. »Das haben mich die Polizisten auch gefragt, die nach dem Vorfall am Freitag da waren«, sagt Janine. »Vielleicht mache ich das noch.«

Eine Woche später tut sie es. Die meisten Mandantinnen Hedayatis verzichten jedoch darauf, zur Polizei zu gehen. Die Folgen eines Ermittlungsverfahrens sind für die Betroffenen oft schwer zu ertragen, die Erfolgsaussichten schlecht, die Schmerzensgeldsummen gering.

Auch Janine erhofft sich nicht viel. »Mal gucken, ob's was bringt«, sagt sie.

Im August kommt Saras Tochter zur Welt, einige Wochen zu früh, aber gesund. Der Vater hat sich seit der Gerichtsverhandlung nicht mehr bei Sara gemeldet.

Im September liegt ein Schreiben der Staatsanwaltschaft in Janines Briefkasten: Der Beschuldigte bestreite die Tat, liest sie darin, es gebe zudem keine unbeteiligten Zeugen. »Auch muss vor dem Hintergrund der erfolgten strittigen Trennung berücksichtigt werden, dass jede Partei versucht, das Tatgeschehen möglichst positiv im eigenen Interesse darzustellen.« Ermittlungsverfahren gemäß § 170 Abs. 2 StPO eingestellt.

Als es Herbst wird, sitzen jede Woche mal drei, mal vier, mal fünf Frauen im Büro von Hedayati. So viele wie noch in keinem Jahr zuvor. Bei manchen sind die Wunden noch sichtbar, eine aufgeschürfte Nase, geschwollene Wangen. Eine Frau,



Anfang zwanzig, erzählt, wie ihr Mann geschworen habe, sie nie wieder zu schlagen. Als er letztens doch wieder auf sie einprügelte und sie ihn, auf dem Boden liegend, auf sein Versprechen hinwies, habe er gerufen, er habe nur geschworen, sie nicht mehr ins Gesicht zu schlagen. »Dann hat er seine Hände hinter dem Rücken verschränkt und mit den Füßen auf mich eingetreten.«

Eine andere Mandantin arbeitete früher im Sicherheitsteam des Bundestags. Wenn Angela Merkel eine Rede hielt, habe sie gerne von oben zugeguckt, sagt sie. Sie möge Merkel, ihr verschmitztes Lächeln, ihre kluge Art. Die achtzehn gemeinsamen Jahre mit ihrem Mann fasst sie so zusammen: »Ich war für ihn entweder Mutter Teresa oder sein Boxsack.«

Einmal gibt Hedayati eine Fortbildung für Mitarbeiterinnen eines Frauenhauses. Die Fortbildung dauert einen Tag, Hedayati spricht über Sorgerecht, Umgangsregelungen, Unterhalt, sie erzählt von ihrer Arbeit im Gericht. »Es kommt dort leider immer wieder zu einer Täter-Opfer-Umkehr«, sagt sie. »Die Mandantin muss sich dann rechtfertigen, warum sie ihren schlagenden Partner nicht früher verlassen hat oder warum sie noch mal zu ihm zurückgekehrt ist.« Es gebe auch noch immer das Klischee der lügenden Frau, die sich nur rächen oder dem Vater das Umgangsrecht nehmen wolle. »Aber«, sagt Hedayati, »welche Frau zieht freiwillig in ein Frauenhaus, nur um sich an ihrem Ex zu rächen?«

Für eine Studie werteten amerikanische Forscherinnen und Forscher vor einigen Jahren 136 Fälle von angezeigten sexuellen Übergriffen auf Frauen aus. In acht der 136 Fälle hatte es Falschbeschuldigungen gegeben. Ähnlich angelegte Untersuchungen kommen zu vergleichbaren Ergebnissen, die Häufigkeit erlogener Anschuldigungen schwankt dabei zwischen zwei und zehn Prozent.

Eine Teilnehmerin der Fortbildung fragt: »Warum gibt es da solche Schwierigkeiten? Sind die Richter nicht geschult?«



»Zu häufig leider nicht«, sagt Hedayati. Die Richter hätten zwar alle super Examen geschrieben, oft fehle ihnen aber der Einblick in die Lebenswelt der betroffenen Menschen. »Und ich schließe uns Anwälte da mit ein.«

Familienministerin Franziska Giffey hat zuletzt eine bundesweite Kampagne gegen häusliche Gewalt gestartet und versprochen, mehr für die Sicherheit von Frauen zu tun. Was das sein könnte? In Spanien haben Gerichte zum Beispiel spezielle Abteilungen, die nur für Partnerschaftsgewalt zuständig sind. Es gibt regelmäßige Schulungen für Juristinnen und Juristen, Schutzmaßnahmen, und in spanischen Grundschulen werden schon Kinder über das Problem aufgeklärt. In England können Menschen, wenn sie einen neuen Partner kennenlernen, bei den Behörden Auskunft erbitten, ob es gegen ihn oder sie früher schon mal Ermittlungen wegen häuslicher oder sexualisierter Gewalt gegeben hat.

»Ich könnte mir auch vorstellen, dass Familiengerichte viel öfter Therapien oder Anti-Gewalt-Trainings für gewalttätig gewordene Väter oder Mütter anordnen«, sagt Hedayati. So etwas gebe es zwar vereinzelt, es sei aber nicht die Regel. »Wenn man beim Autofahren andere gefährdet, muss man ja auch seinen Führerschein abgeben und eine MPU machen, um ihn wiederzuerlangen. Warum aber müssen nicht etwa Väter, die vor den Augen ihrer Kinder die Mutter geschlagen haben, obligatorische Kurse machen, in denen sie ihre Fähigkeit als Vater wiedererwerben können?«

Asha Hedayati übernimmt in diesen Herbstwochen auch einen Fall von Kindesentführung. Ein Vater hat seine vierjährige Tochter nach Marokko verschleppt. Hedayati hat bereits einige solcher Verfahren betreut. Sie sagt, Väter sähen den Kindesentzug als eine Art Machtdemonstration den Müttern gegenüber: Wenn du nicht tust, was ich sage, habe ich noch immer die Möglichkeit, dir das Wichtigste in der Welt zu nehmen.

Fünf Tage nach der Entführung betritt eine Frau schüchtern Hedayatis Büro. Leila ist die Mutter des entführten Mädchens. Sie nickt lautlos zur Begrüßung. An der einen Hand hält sie fest ihre siebenjährige Tochter und streicht ihr mit der anderen über den lockigen Kopf. Hedayati beugt sich hinunter zu dem Mädchen und fragt, ob



es im Wartezimmer ein bisschen malen wolle. Ihre Büromitarbeiterin führt das Mädchen nach draußen.

Das Frauenhaus, in dem Leila Zuflucht fand mit ihren Töchtern (die älteste ist siebzehn und ist an diesem Tag dort geblieben), hat Hedayati angerufen und gebeten, sich des Falls anzunehmen. Die Polizei sei bereits informiert.

»Wollen Sie mir sagen, was passiert ist?«, fragt Hedayati.

Leila

Vor 22 Jahren hat sie ihn geheiratet, nach islamischem Recht und von den Eltern arrangiert. Er ist fünfzehn Jahre älter als sie und hat einen Sohn aus erster Ehe. Zusammen bestimmten sie, was richtig war: Die Frau hat zu Hause zu bleiben und dem Mann zu dienen. Sie braucht keine Freunde, kein Geld, ihr Leben ist die Familie, und die Familie ist alles.

Es gab Übergriffe, tätliche, von Leilas Mann gegen Leila, und sexuelle, von seinem Sohn gegen die gemeinsame Tochter. Wenn Leila drohte, mit ihren Kindern den Mann zu verlassen, antwortete ihr Stiefsohn: Dann töte ich dich.

Im Juni, nachdem sie wieder angekündigt hatte, zu gehen, sagt Leila, habe ihr Mann ein Küchenmesser genommen, es ihr vors Gesicht gehalten, nichts gesagt und nur gelacht. Als er und der Stiefsohn am nächsten Tag zur Arbeit aus der Wohnung gegangen seien, habe sie eilig einige Taschen vollgestopft, ihre Kinder genommen und sei in ein Frauenhaus geflohen.

Vor fünf Tagen aber verletzte sich die jüngste Tochter in der Kita am Bein, sie musste ins Krankenhaus, und der Vater wurde informiert. Er kam, Leila war bereits da. Während sie auf den Arzt warteten, musste Leila kurz auf die Toilette. Als sie wiederkam, waren die Stühle, auf denen Vater und Tochter gesessen hatten, leer.

»Am Telefon hat er gesagt, dass er erst wiederkommt, wenn ich zu ihm zurückkehre«, sagt Leila und wischt mit einem Taschentuch die Tränen weg. Hedayati setzt mit ihr eine eidesstattliche Erklärung auf. Bevor sie geht, sagt Leila: »Ich will nur meine Tochter endlich wieder in die Arme nehmen können.«



Hedayati sagt: »Das werden Sie, ganz bestimmt.«

Später telefoniert sie noch mit dem Landeskriminalamt und dem Bundesamt für Justiz. Auch die marokkanischen Behörden werden eingeschaltet.

Asha Hedayati sagt, sie liebe ihren Beruf, die Arbeit mit den Frauen, deren Mut, deren Zuversicht und Humor. Es sei aber auch kräftezehrend. All die Schicksale hinterlassen Spuren, auch bei ihr, und weil es schwer ist, immer ganz allein damit fertigzuwerden, meldete sie sich vor eineinhalb Jahren beim Kurznachrichtendienst Twitter an. Sie wollte, dass irgendwer von diesen Geschichten erfährt, und wenn es nur fünf Menschen wären. Mittlerweile folgen ihr rund 20.000.

Sie erhält viel Zuspruch auf Twitter, es gibt aber auch immer wieder Leute, die schimpfen, ihre Perspektive sei zu einseitig, sie solle doch mal über geschlagene Männer berichten, die gebe es schließlich genauso. »Stimmt, die gibt es«, sagt Hedayati. »Aber erstens bin ich Anwältin, es ist mein Job, einseitig zu sein. Und zweitens gibt es rein statistisch einfach sehr viel mehr betroffene Frauen, und die vertrete ich eben.«

Über die Angriffe auf Twitter macht sie sich keine Sorgen. Es beunruhigt sie schon eher, wenn Ex-Partner von Mandantinnen bei ihr im Büro anrufen und ihr oder ihren Mitarbeiterinnen drohen. Einmal während der Recherche, als Hedayati gerade aus einem Urlaub zurückgekehrt ist, hat ein Unbekannter an die Tür zu ihrem Büro geschrieben: »Du gehörst vergewaltigt«.

Dann wird es Winter, der zweite Lockdown tritt in Kraft. Der Spielplatz vor Hedayatis Büro leert sich, genau wie die Straßen, die Plätze. Im Büro kehrt die unheimliche Ruhe aus dem Frühjahr zurück.

Für das Corona-Jahr 2020 gibt es noch keine offiziellen Fallzahlen, beim BKA gehen sie aber davon aus, dass sich die Krise in der Statistik niederschlagen wird. Und es scheint, als steige nicht nur die Zahl der Fälle, sondern auch die Intensität der Gewalt. Schutzeinrichtungen berichten, manche Verletzungen glichen denen von Verkehrsunfällen.



Natürlich, sagt Hedayati, seien die Lockdowns unumgänglich gewesen. Doch man hätte vielleicht Betroffenen einen schnelleren und einfacheren Weg zu Hilfsangeboten ermöglichen können. »In anderen Ländern hat man zum Beispiel provisorische Beratungsstellen in Supermärkten eingerichtet, weil das mit die einzigen Orte waren, in die die Frauen unbehelligt gehen konnten.«

Sara wohnt im Februar 2021 noch immer mit ihren beiden Jungs und dem Baby im Frauenhaus. Sie sucht eine Wohnung und einen Job. Der Vater ihrer Kinder hat sich nicht mehr gemeldet, Unterhalt zahlt er keinen.

Janine lebt mit ihren Kindern in der neuen Wohnung, die Renovierung ist abgeschlossen. Ihr Ex-Mann bedroht sie noch manchmal am Telefon, ansonsten geht er ihr seit dem Gewaltschutzantrag aus dem Weg. Sie sagt, sie genieße die Ruhe ihres neuen Lebens. Mittlerweile staubsauge sie sogar nur noch zweimal am Tag.

Leila konnte ihre Tochter nach zwölf Wochen wieder in die Arme schließen. Vorher hatte sie ihrem Mann versprechen müssen, zu ihm zurückzukehren. Ihre und seine Familie hatten sie zu diesem Schritt gedrängt. Es ist noch unklar, ob er mit strafrechtlichen Konsequenzen rechnen muss. Die bislang einzige Bedingung, die das Jugendamt gestellt hat, ist der regelmäßige Besuch eines Sozialarbeiters bei der Familie. Leilas siebzehnjährige Tochter hat sich geweigert, zu ihrem Vater und dem Halbbruder zurückzugehen. Sie wohnt nun allein im Frauenhaus.

Asha Hedayati hat in diesem Winter ein Angebot von der Berliner Alice Salomon Hochschule bekommen. Ob sie ab dem Frühjahr einen Lehrauftrag übernehmen und junge Leute im Familienrecht schulen wolle? Sie hat zugesagt. Den Großteil ihrer Zeit werde sie aber weiterhin als Anwältin arbeiten, sagt sie. Bald, wenn der Frühling kommt und der Lockdown endet, da ist sie sich sicher, werde das Telefon in ihrem Büro wieder ununterbrochen klingeln.

An einem eisigen Freitagnachmittag wartet Hedayati mit einer neuen Mandantin in den schon wochenendleeren Gängen eines Familiengerichts auf den Beginn der Verhandlung. Auf der U-Bahn-Fahrt hierher hat sie noch mal in der Fallakte



geblättert: Anna, Mitte zwanzig, ein Kind im Kita-Alter, getrennt lebend vom Vater, einem deutschen Fernsehschauspieler. Hedayati hat sich auch die Fotos angeschaut, die in der Gewaltschutzambulanz von Anna gemacht wurden, nachdem der Vater des Kindes sie in einem Park abgefangen, ihr heißen Tee ins Gesicht geschüttet, sie gewürgt und geschlagen hatte. Die Tat hat der Mann weitgehend eingestanden.

Federnd läuft er an ihnen vorbei, den Flur entlang, zum Gerichtssaal. Er schaut Anna nicht an, und sie nicht ihn. Nach ein paar Minuten bittet die Richterin alle Beteiligten in die Verhandlung.

»Bereit?«, fragt Hedayati ihre Mandantin.

»Bereit.«